

meist Hausärzte darüber, ob der Tod die Folge einer natürlichen Ursache war oder nicht. Diese Praxis ist in Deutschland in Verruf geraten. Rechtsmediziner Tsokos mutmaßt, dass derzeit jedes zweite Tötungsdelikt übersehen wird. Verantwortlich dafür seien Ärzte, die diesen Teil ihres Berufs schlicht nicht beherrschen oder ihm nicht die nötige Ernsthaftigkeit widmeten.

Mitarbeiter des Instituts für Rechtsmedizin der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) bestätigen den kritischen Befund. In einem kürzlich im „Archiv für Kriminologie“ veröffentlichten Aufsatz schreiben die MHH-Experten, „dass die Leichenschau in über 10 Prozent der Fälle unvollständig oder nicht nach den gesetzlichen Bestimmungen durchgeführt wurde“. Ihr Fazit: „Die ärztliche Leichenschau erfüllt derzeit nicht die ihr zugesprochenen Qualitätsansprüche, insbesondere nicht im Hinblick auf die Rechtssicherheit.“

Anders als in den Instituten für Rechtsmedizin wird in den Krankenhäusern heute kaum noch obduziert. Während eine rechtsmedizinische Sektion bei Mordverdacht von der Staatsanwaltschaft angeordnet wird, kann eine klinische Sektion von einem Pathologen nur dann vorgenommen werden, wenn die Angehörigen dem zustimmen.

Insbesondere diese klinische Form der inneren Leichenschau erlebte in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten einen drastischen Rückgang. Lediglich etwa drei Prozent aller Verstorbenen werden noch zur Inspektion der inneren Organe geöffnet – in Österreich landen zehnmal so viele Fälle in der Pathologie.

Hauptgrund seien Verwandte, die panisch darüber wachten, dass der Körper ihres verstorbenen Angehörigen nicht aufgeschnitten werde, sagt Facharzt Wichmann vom Hamburger Universitätsklinikum. Bei der virtuellen Autopsie zeigten die Hinterbliebenen weit weniger Berührungsängste.

Auch die Schweizer Pioniere verbinden mit der neuen Untersuchungsmethode die erfreuliche Erfahrung, dass ihnen allzu blutige Erlebnisse nun häufiger erspart bleiben – etwa im Fall jenes Bergsteigers, der in den Schweizer Alpen abgestürzt war. Thalys Team diagnostizierte unter anderem einen komplett geborstenen Hirnschädel, den Bruch der Lendenwirbelsäule und den Bruch des Unterschenkels – aber alles nur am Bildschirm.

Andere Untersuchungen hingegen bleiben selbst virtuell unschön: Ein Verstorbener, dessen Leichnam wochenlang in einer Wohnung unentdeckt geblieben war und der von Maden bereits weithin entstellt wurde, ist auch in 3-D-Darstellung am Computer kein leicht verdaulicher Anblick.

FRANK THADEUSZ



Qualitätstest bei Huawei in Shenzhen: „Vom Land aus die Städte einkreisen“

INTERNET

Rattenfeste Funkstationen

Kaum einer kennt den geheimnisvollen Huawei-Konzern – doch viele nutzen seine Mobilfunktechnik. Gegründet hat die Firma ein ehemaliger Offizier der chinesischen Armee.

Hua-was, bitte? Hawaii? Der Name der Firma ist schon das erste Problem: Huawei, sprich: Huaa-uäi. Er bedeutet so viel wie „China handelt!“

Diese patriotische Angeberei ist das zweite Problem: Dem Netzwerkausrüster und Handy-Hersteller aus der südchinesischen Stadt Shenzhen wird vorgeworfen, die Welt mit Spionagetechnik zu unterwandern, Verbindungen zur Volksbefreiungsarmee zu unterhalten und Länder wie Iran zu beliefern. Ein Ausschussbericht des US-Kongresses fordert Provider auf, sich nach anderen Anbietern umzusehen. Australien schloss die Firma vom Bau neuer Breitbandnetze aus.

Doch Huawei scheint nicht zu stoppen zu sein. Auf der Consumer Electronics Show, die kommende Woche in Las Vegas beginnt, wird die Firma eines der ersten Mobiltelefone mit dem Betriebssystem Windows Phone 8 vorstellen sowie ein aufgemotztes Riesenhandy mit über sechs Zoll Bildschirmdiagonale, einen Zwitter aus Tabletcomputer und Telefon („Phablet“).

Im Juli brachte die Firma mit dem Ascend P1 bereits ein respektables Android-Handy auf den Markt, flacher als viele andere und mit einem stärkeren Akku als dem des iPhone 5. Die Chinesen haben den Ehrgeiz, bald bessere Smartphones zu bauen als Samsung und Apple.

Das klingt nach Größenwahn. Aber die Firma meint es ernst. Rund ein Drittel der Weltbevölkerung nutzt angeblich bereits auf irgendeine Weise Huawei-Technik – oft ohne es zu wissen: Viele Internetverbindungen laufen über Server aus Shenzhen, viele Mobiltelefonate über Huawei-Basisstationen. Auch die ersten Surfsticks für den schnellen Datenfunk LTE der Telekom stammten von Huawei.

Derzeit wird mit einer Charmeoﬀensive versucht, die Bedenken zu zerstreuen. „Es ist ein Missverständnis, dass wir eine chinesische Firma sind“, beteuert Firmensprecher Roland Sladek. „Wir sind längst international.“ Der freundliche Lockenkopf mit grüner Designerbrille ist das europäische Gesicht der Firma. Früher hielt der gebürtige Freiburger an der Elit Hochschule Sciences Po in Paris Vorlesungen über „Interkulturelle Kommunikation“. Nun sitzt der 39-Jährige in der Zentrale von Huawei, einem 21-stöckigen Glaspalast in einem Industriegebiet von Shenzhen.

Ein paar Kilometer von hier entfernt spucken die Foxconn-Fabriken, wo auch Samsung und Apple fertigen lassen, jeden Tag gigantische Menschenströme aus, Tausende Jugendliche blockieren dann die Kreuzungen wie bei einer Großdemonstration; dabei ist das einfach der Schichtwechsel.

Auf dem Huawei-Campus dagegen wird nicht montiert, sondern getüftelt.

Die Konferenzräume sind elegant eingerichtet, die Espressobars vom Feinsten, die subtropischen Zimmerpflanzen hängt mit glänzender Weihnachtsdeko.

Hinter den Fenstern dampft der riesige Firmencampus in der Mittagssonne, mit Palmen, Restaurants und einem Heer junger Ingenieure, die größtenteils in so etwas wie Studentenwohnheimen untergebracht sind. Das Durchschnittsalter der Mitarbeiter liegt bei 29 Jahren. 40.000 von ihnen arbeiten allein auf diesem Campus.

Insgesamt hat Huawei weltweit rund 150.000 Mitarbeiter in über 140 Ländern. In Deutschland sind es gut 1600. Dennoch ist Huawei eine ausgesprochen chinesische Firma geblieben. Gegründet wurde sie 1987 von Ren Zhengfei, zuvor Offizier in der Volksbefreiungsarmee. Shenzhen, einst ein 30.000-Seelen-Kaff, das direkt an die britische Kronkolonie Hongkong grenzte, war 1980 zur Sonderwirtschaftszone erklärt worden – als Entwicklungslabor für kapitalistische Experimente. Heute leben zehn Millionen Menschen in der futuristischen Retortenstadt. Start-up-Gründer Ren importierte anfangs Telefonschaltanlagen aus Hongkong, aber schon bald ließ er eigene IT-Bauelemente entwickeln. Er rollte den Heimatmarkt vom Lande her auf, gemäß der Strategie von Mao Zedong: „Vom Land aus die Städte einkreisen“.

Als Beispiel für die besondere Kundenanähe nennt Sprecher Sladek die rattenfesten Kabel. Die Telefonleitungen auf dem Lande seien damals oft von Nagern zerstört worden, erzählt er: „Die anderen Firmen haben mit den Schultern gezuckt, aber unsere Ingenieure haben die Kabel gegen Rattenbisse verstärkt.“

Nach der Jahrtausendwende expandierte Huawei dann auch international. Die einstige Start-up-Firma des Ex-Militärs ist heute weltweit die Nummer zwei unter den Netzwerkausrüstern, mit einem Jahresumsatz von rund 25 Milliarden

Euro. Bald dürfte sie den schwedischen Marktführer Ericsson überholen. Dabei baut Huawei nicht einfach nur Billigtechnik nach, sondern steckt über elf Prozent des Umsatzes in Forschung und Entwicklung und hält bereits über 20.000 Patente.

Noch nie hat Firmengründer Ren ein Interview gegeben. Zur Undurchsichtigkeit tragen auch chinesische Besonderheiten bei, zum Beispiel das hauseigene Komitee der Kommunistischen Partei Chinas bei Huawei. Das Komitee sei überbewertet, jede Firma mit mehr als 50 Angestellten müsse das in China haben, auch die Filialen von VW und BMW, wehrt Sladek ab: „Die Komitees tun nicht mehr, als zum chinesischen Neujahr Geschenkkörbe mit Früchten an die Mitarbeiter zu verteilen.“ China-Experten bezweifeln diese Version.

Rein äußerlich wirkt alles harmlos bei Huawei, der Campus würde auch im Silicon Valley kaum auffallen, mit palmengesäumten Alleen und dem neoklassizistischen Säulenhau, „White House“ genannt: Hier werden Prototypen in Klimakammern gequält – Qualitätskontrolle. Formal befindet sich die Firma im Besitz der Angestellten, wobei der Gründer 1,4 Prozent der Anteile hält – und dynastischen Neigungen nachgeht: Seine Tochter ist Finanzchefin, sein Bruder im Aufsichtsrat.

Wie vielseitig die Firma in den digitalen Alltag eingreift, zeigt die Dauerausstellung im Tiefgeschoss der Zentrale: Huawei bietet solarbetriebene Mobilfunkstationen, Krankenhaus-Software, Telekonferenzsysteme, interaktives Fernsehen, Überwachungskameras, Verkehrsleitsysteme, Gebäudesteuerung. Bei den Preisen unterbieten die Chinesen die Konkurrenz meist um rund 30 Prozent.

Pro Jahr verkauft Huawei rund hundert Millionen Handys – allerdings oft unter dem Namen der jeweiligen Mobilfunkbetreiber. Da sich die No-Name-Anbieter in einem mörderischen Preiskrieg befinden, setzt Huawei nun auf eine eigene Marke, wie es schon Firmen wie die taiwanische HTC vorgemacht haben.

„Die gute Nachricht ist: Wir bauen gute Technik“, erläutert Manager Shao Yang, ein eleganter Herr in schwarzem Anzug. „Und jetzt die schlechte Nachricht: Kaum einer kennt unsere Marke.“ Das zu ändern sei seine Aufgabe.

Um die Spionagevorwürfe aus der Welt zu räumen, hat das Unternehmen vor zwei Jahren zudem einen radikalen Schritt gewagt: Im britischen Städtchen Banbury unweit von Oxford befindet sich das Cyber Security Evaluation Centre, eine Art Quarantänestation, wo 20 Mitarbeiter im Austausch mit dem britischen Geheimdienst GCHQ die Geräte auf Sicherheitslücken untersuchen. Sogar der Quellcode sei dort hinterlegt – das Allerheiligste einer jeden Hightech-Firma. Das soll die Angst vor dem geheimnisvollen Ren-Clan und seiner Armeevergangenheit bannen.



Messepräsentation des Handys Ascend P1 (L.) Bald besser als Apple und Samsung?

In Berlin-Kreuzberg, in einem Hinterhof im vierten Stock, ist man skeptisch. „Das soll wohl beruhigend klingen, aber was haben deutsche Firmen davon, wenn der britische Geheimdienst die Sicherheitslücken von Huawei kennt?“, sagt Felix Lindner. Er ist Chef der Sicherheitsfirma Recurity Labs mit derzeit zehn Mitarbeitern, kleidet sich gern komplett in Schwarz und ist in der Szene besser bekannt als „FX“. „Geheimdienste lieben Sicherheitslücken“, sagt er. „Für den Fall, dass sie selbst einmal Zugang brauchen.“

Lindner sorgte weltweit für Aufsehen, als er auf der Hacker-Konferenz Defcon in Las Vegas auf Hintertüren in Huawei-Systemen hinwies: Die Sicherheitssoftware der Router ließ sich damals einfach knacken, indem Angreifer fest voreingestellte Standard-Passwörter eingaben, zum Beispiel „supperman“, mit zwei p.

„Früher habe ich oft Firmen wie Sun Microsystems kritisiert“, sagt Lindner trocken. „Aber Sun erscheint mir im Vergleich geradezu vorbildlich, seit ich Huawei kenne. Deren Sicherheit erinnert an das Niveau der neunziger Jahre.“ Die kritisierte Firma antwortet, dass sie höchsten Wert auf Qualität lege, aber in Sachen Sicherheit nicht ins Detail gehen könne.

Sicherheitsexperte Lindner glaubt nicht, dass die ungesicherten Hintertüren in Huawei-Routern mit böser Absicht programmiert wurden. Er vermutet, dass eher Schlamperei unterbezahlter Jung-Ingenieure dahintersteckt.

HILMAR SCHMUNDT



Video: Hilmar Schmundt über Huawei's Zentrale in China

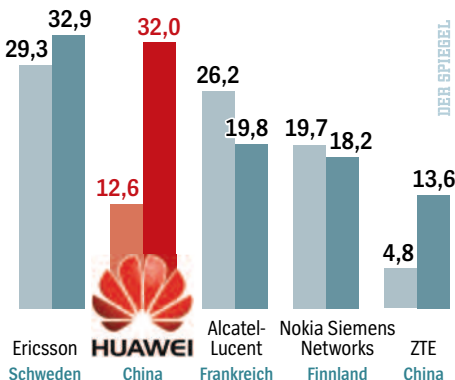
spiegel.de/app12013huawei oder in der SPIEGEL-App

China macht mobil

Die führenden Telekommunikations-Ausrüster

Gesamtumsatz in Milliarden Dollar

2007 2011



rund 150.000 Mitarbeiter weltweit
1850 Millionen Dollar Gewinn 2011